
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 139. Bromberg, den 19. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nicht viel anders ging es ihr selbst. Das war Xaver? — Ihr Xaver? — Der frische, immer fröhliche Sohn der Berge, das waren seine sonst so strahlenden Augen, sein kerniger, fester Körper? — Dieser zusammengeduckte Mensch in dem gestreiften Anzug, mit dem düsteren Gesicht und der bleichen Hautfarbe? — Ihr, — ihr Xaver? —

Wo waren seine frischen Farben geblieben, wo sein heller, freier Blick?

Wie konnte eine so kurze Zeit einen Menschen so verändern? Ein unendliches Mitleid strömte durch ihr Herz, sie ballte die Hände fest ineinander und preßte die Lippen zusammen, um nicht aufschreien zu müssen.

Ein-, zweimal setzte sie an, um etwas zu sagen, aber nur ein gurgelnder Laut, ein unterdrücktes Schluchzen entquoll ihrem Munde. Und plötzlich überfiel sie eine namenlose Angst: Die Zeit — die kostbare Zeit vergeht, nur zehn Minuten sind ihr ja erlaubt — und was hatte sie ihm alles sagen wollen, wie hatte sie sich in den schlaflosen, langen Nächten diesen Moment ausgemalt, sich tausendmal vorgesprochen, was sie mit ihm alles sprechen wollte — und nun? — Jetzt — wo sie vor ihm stand — brachte sie kein Wort hervor.

Endlich hob Xaver den Kopf, sein bleiches Gesicht wurde plötzlich ganz rot, sein zusammengeduckter Körper straffte sich, er sprang auf, und mit seiner alten Elastizität stand er vor ihr.

Nun ging ein Leuchten über das vergrämte Gesicht des Mädchens. Ja, das war ihr Xaver, so kannte sie ihn. Nun waren auch ihre Tränen versiegt, ihre ineinander verkrampften Hände lösten sich, wie befreit streckte sie ihm dieselben entgegen.

„Mein liaber — liaber Bub!"

„Josepha!"

Der Bann war gebrochen, alles um sie herum vergessen — sie lagen sich in den Armen und küßten sich immer und immer wieder.

Endlich machte sich Josepha von der sie umstrickenden Umarmung los, strich mit zitternden Fingern über sein dickes, welliges Haar, fuhr ihm über das heiße Gesicht, über die lieben, lieben Augen, die jetzt wieder ihren alten Glanz hatten, den sie so sehr an ihnen liebte, und mit leiser Stimme, als fürchte sie, gehört zu werden, stammelten ihre Lippen Liebesworte, die er durch Küsse und Zärtlichkeiten immer wieder unterbrach.

„Mein — mein Xaver, was hast du gelitten, was habens mit dir armen Burschen angestellt?"

„Josepha, wie hab i mi nach dir gesehnt, wie furchtbar waren die Wochen hier, wie sehnte i mi nach meinen geliebten Bergen, nach Mutter und — immer nach dir! Wunderst di wohl über mein Gwandel? Aber woaßt, i glaub die fürchten, i könnt wieder derwischen, wie damals in Chur. — Deshalb habens mir mein Berg-Gewandel fortgenommen und mi in die Anstaltskleidung gesteckt. Schaut net grad hübsch drein. Gefalle i dir denn a noch? — Dös ist ja so liab von dir, dös mi besuchen kommst. Wo hast denn die ganze Zei über gsteckt? — Was hast getrieben? Bist aus Pontresina extra nur herkimma, um mi zu besuchen?"

Rasch und sich übersprudelnd stürzten die Worte aus seinem Munde. Auch er hatte Angst, die knappe Zeit könnte vergehen, ohne daß sie sich alles sagen konnten, was sie auf dem Herzen hatten.

Und nun erzählte Josepha, daß sie die Liebe, die Sorge und Angst um ihn nach München getrieben, verschwieg aber, was sie bis jetzt durchgemacht hatte, wollte sein Herz nicht noch mehr beschweren.

„Und nun bin i in der Brauerei tätig, i glaub, daß i es dort gut getroffen hab. Von deinem Mutterl hab i noch nix gehört, werd' aber, wann d' magst, mi nach ihr erkundigen Brauchst etwa gar a Geld? I hab zwar net viel, aber ebbes könnt i dir ja geben, kannst dir vielleicht was kommen lassen, was gern magst."

„Nix mag i gern, nur di, Sepherl. Gelt, kommst glei wieder, sowie du därfst, schreibst mir vielleicht a mal. Mei Unschuld muß ja jeden Tag herauskimma, dös kann doch unser Herrgottel net zulassen, daß i noch länger hier schmachten soll. Aber schon, daß du an mei Unschuld glaubst, daß du di net schämst, mi hier zu besuchen, macht mi ja so glücklich, dös vergeß i dir nie, mein liabes Mädel du!"

Der Beamte kam herein. Als merke er die Veränderung nicht, die mit dem Gefangenen vorgegangen, trat er an diesen heran und faßte ihn am Ärmel.

„Kernbacher, Ihre Zeit ist um, ich muß Sie wieder in Ihre Zelle zurückführen."

Wortlos, ohne Josepha auch nur noch eines Blickes zu würdigen, wie ein Schwerkranker, mit schleppenden Schritten folgte Xaver Kernbacher dem Beamten.

8.

Als Josepha in die innere Stadt kam, schlug vom Turm der Frauenkirche die fünfte Stunde. Sie erschrak, und es war ihr, als erwache sie jetzt aus einem tiefen, langen Traum. In der Straße flutete das Leben des beginnenden Feierabends, überall strömten die Angestellten aus den Bureauhäusern und alle Bahnen waren von Menschen überfüllt.

Mit erstaunten Augen blickte Josepha sich um. Es war ja Abend geworden! Hatte sie denn den ganzen Tag zu ihrem furchtbaren Gange gebraucht? Vormittags hatte der Schupo sie abgeholt, dann das lange Warten, bis sie zu Xaver geführt wurde. Trotzdem, sie mußte stundenlang um das Gefängnis herumgelaufen sein, und jetzt war es Abend.

Die Brauerei war geschlossen, der Dienst vorüber, einen ganzen, vollen Tag hatte sie versäumt. Nun kam wieder die Scham! Von der Polizei war sie abgeholt worden, das hatten alle gesehen —! Was würde der Braumeister von ihr denken, was würde die Kantinenwirtin für ein Gesicht machen?

Ganz automatisch waren ihre Füße während dieser Gedanken vorwärts geschritten, und nun stand sie vor der Kantine.

Dunstig von beißendem Tabaksqualm war es in dem niederen Raum, und an den Tischen saßen die Brauknechte, um schnell noch einen Trunk zu nehmen, ehe sie zur Nachtschicht in die Mälzerei und in den Sudraum hinübergingen.

Josepha eilte, ohne sich umzusehen, durch das Schankzimmer hindurch in die Küche, aber sie hatte die frische, laute Stimme Wastels, des Braumeistersohnes, gehört In der Küche hantierte die Wirtin an Kannen und Krügen, warf einen kurzen Blick zu der Eintretenden hinüber und sagte: „Sie kommen wirklich noch einmal wieder zurück?"

Das junge Mädchen fühlte, daß die Frau sich verändert hatte

„Ich war bei meinem Bräutigam, Sie wissen ja, daß er wegen Wilddieberei in Untersuchungshaft sitzt."

„Ich will Ihna mal was sagen, Fräulein: ob Sie in der Brauerei morgen wieder anfangen können, dös weiß ich net. Der Braumeister hat zweimal geschickt und nach Ihnen gefragt. Jetzt denkt er wohl auch, daß man Sie gleich dabehalten hat. Von Ihren Sachen will ich gar nix hören, geht mich nix an, aber die Polizei habe ich noch nie in meinem Hause gehabt. Am liebsten wär's mir, Sie suchten sich eine andere Behausung, aber ich bin kein Unmensch, der sie ohne weiteres vor die Tür setzt. Bis zum Ersten haben Sie ja auch noch bezahlt, aber das sag ich Ihna, wenn Sie noch einmal geholt werden, dann fliegen S'!"

Josepha war so erstarrt, daß sie kein Wort der Erwiderung fand.

„Jetzt setzen S' Ihnen in die Kantinen, an Essen hab ich aufgehoben."

Der Angstschweiß stand in hellen Tropfen auf ihrer Stirn, sie konnte keinen Bissen essen, legte Messer und Gabel zur Seite und blickte verzagt geradeaus. Da trafen ihre Augen die spielende Gruppe. Sie sah Wastel, den Sohn des Brauers.

Während Josepha noch immer hinübersah, kam ihr ein rettender Gedanke: Wastel — kein anderer als Wastel konnte ihr helfen! —

Aber plötzlich senkte sie den Kopf, und eine heiße Blutwelle schoß in ihr Gesicht. Wenn sie diesen jungen Mann in ihr Leben einweihte, — wenn sie ihm alles anvertrauen würde, — wenn sie ihn um Hilfe anflehte, dann — dann würde er ganz bestimmt eine Gegenleistung von ihr verlangen — eine Gegenleistung, die sie ihm nie, nie gewähren konnte.

Die Wirtin trat an den Tisch heran, nahm wortlos den Teller, der noch fast ganz mit dem Essen gefüllt war, warf dem Mädchen einen bitterbösen, beleidigenden Blick zu und schlürfte wieder zur Theke zurück.

Josepha drang dieser verächtliche Blick durch und durch! Bei der Frau fand sie kein Mitleid, das fühlte sie ganz instinktiv, hier hatte es keinen Zweck, sich noch mehr zu entblößen und der Wirtin alles zu erzählen, sie zur Mitwisserin ihres Unglücks zu machen, eher noch bei Wastel, der würde vielleicht doch etwas mehr Gefühl für ihre jetzige Lage haben, Männer sind nie so hart wie Frauen. Und zudem hatte Josepha keine Ahnung, wie bildhübsch sie jetzt in ihrem Unglück aussah.

Ihr feines Gesicht war von all der inneren Erregung gerötet, die großen, dunklen Augen von den soeben vergossenen Tränen tiefschwarz und glänzend. Das Haar, vom Wind zerzaust, hing locker und lose um ihre Wangen, der dicke, schwere Knoten saß tief im Nacken und schien sich jeden Augenblick lösen zu wollen.

Voller Neid sah die Wirtin auf das hübsche, junge Ding, war sie doch sebst noch mannstoll und hatte verliebte Blicke für den strammen Wastel, der jedes Madel nahm, das sich ihm willig bot.

Die Gruppe drüben löste sich, und laut lachend und schwatzend stoben sie auseinander. Josepha beugte sich tief über den Tisch, in der Hoffnung, nicht bemerkt zu werden. Aber die Männer verschwanden durch eine kleine Seitentür dicht am Büfett, hatten gar nicht gesehen, daß hinten in der Ecke noch jemand saß. Nur Wastel, dessen Blick hell aufgeleuchtet hatte, als die schmale Gestalt der Josepha in der Tür erschien, ließ sie nicht aus den Augen. Er benahm sich extra laut und schreiend, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Er konnte nicht verstehen, was die Wirtin mit seinem Mädel sprach — denn in Gedanken war sie schon „sein Mädel" —, aber er bemerkte, daß Josepha in ganz verstörtes Gesicht machte und, wie es schien, sehr „ramponiert" aussah.

Ganz unaufmerksam war Wastel im Spiel, so daß er schon des öfteren Anranzer einstecken mußte.

Was war bloß mit dem jungen Ding da los? Da war doch etwas nicht in Ordnung! Überhaupt — wie sah sie denn aus? — So ganz anders; er hatte einmal ein Heiligenbild gesehen, das in der Schlafstube der Großmutter hing, darunter stand: „Maria Magdalena". Ganz deutlich erinnerte ihn heute Josepha an dieses Bild.

Sie hatte ihn schon immer gereizt, eben weil sie anders war als die anderen, weil er sie nicht so rasch bekommen konnte und sie kratzbürstig und widerspenstig war, um sich schlug, kratzte und biß, wenn er sie im Dunkel der Straße plötzlich in die Arme riß. Etwas über einen Monat beobachtete er die Dirn und machte sich an sie heran. Alles an ihr war so blitzsauber, so frisch, als wenn sie direkt aus Tannenwaldungen käme, der würzige Harzgeruch haftete ordentlich noch an den Kleidern.

„Mensch, paß doch auf, was hast denn nur? Bist ja ganz zerfladdert! Ich sag einen Grand an —."

Wastel mußte sich wirklich zusammenreißen, er wunderte sich über sich sebst. Teixel noch amal, er, der alte, flotte Wastel, dem alle Weiber gehörten, würde sich doch nicht etwa in solch eine hergelaufene Dirn vergaffen?

Aber an der Tür blieb er doch wieder stehen, nachdem die anderen gegangen. Einen Augenblick schien sein schwerarbeitendes Hirn etwas zu überlegen, dann gab er sich einen energischen Ruck, zupfte seine Weste, die hochgerutscht war, zurecht, schob die Joppe, die ihm plötzlich zu heiß erschien, von den breiten Schultern und ging mit wiegenden, selbstgefälligen Schritten auf das Mädchen zu.

Josepha fühlte fast mehr seine Nähe, als daß sie ihn kommen sah, unwillkürlich rückte sie auf ihrem harten Stuhl hin und her, wollte erst aufstehen, als ob sie vor ihm flüchten wollte, wie sie es so oft getan, dann aber blieb sie entschlossen sitzen. Ganz vorsichtig blinzelte sie mit den Augen über den Tisch.

„Wirtin, bringens mir noch a Maß und der Dirn da auch!"

Mit lautem Knall stellte die Frau die Krüge auf den Tisch, schürzte wieder verächtlich die Lippen und verschwand hinter dem Schanktisch.

„Na — prost — wollen S' net mit mir anstoßen?"

Josepha sah nun hoch, nahm zögernd den vollen Maßkrug in beide Hände, warf Wastel einen schnellen Blick zu und nippte an dem Schaum des köstlichen Bieres, das über den Rand des Kruges lief.

Wastel rückte unruhig auf seinem Sitz, griff mit der Hand über den Tisch und bekam die Rechte Josephas zu fassen. Ihre Finger zuckten in seinen derben Pranken, die wie ein Schraubstock die ihren umkrallten.

„Nun sagen S' mal, was ist denn eigentlich mit Ihna geschehen? — Was haben s' denn dort oben auf der Polizei mit Ihnen, Sie armes Hascherl, angestellt? Sie sehen ja ganz verdonnert aus!"

Seine Worte drangen Josepha durch und durch, der erste freundliche Ton, das erste mitleidsvolle Wort, das an sie gerichtet wurde.

Nun hob sie den Kopf vollends hoch und sah in das gutmütige, jetzt ganz von Mitleid glänzende Gesicht des jungen Bayern. Sie erwiderte dankbar den Druck seiner Hände, löste sie aber sachte, strich sich einige Male verlegen über das Haar, über die Kappe, die fast hinuntergerutscht war, ein Zucken ging durch ihren Körper, ihr Gesicht verzerrte sich zu einem hilflosen Schluchzen. Wastel drehte sich erschrocken um, sah aber zu seiner Beruhigung, daß sie sich noch immer ganz allein im Schankraum befanden.

„Na, na — weinen S' nur net so arg, was haben S' denn?"

Er war aufgestanden und setzte sich dicht neben sie, aber diesmal streichelte er nur voller Mitleid ihren Arm und machte keinen Versuch, zudringlich zu werden. Josepha schluckte mit Gewalt die Tränen hinunter, dann sagte sie zögernd und stockend, denn nur so glaubte sie den verliebten Burschen von seiner Zuneigung zu ihr heilen zu können:

„Mein Bräutigam —“ sie legte auf das Wort „Bräutigam“ eine ganz besondere Bedeutung, „mein Bräutigam ist hier im Untersuchungsgefängnis, und ich bin heute mittag verhört worden.“

„Da schauen S'.“

Einen Augenblick war er ganz erschrocken aufgesprungen, lief einige Male auf und ab, zog sich wohl in Gedanken die Joppe wieder über, blieb vor dem verdatterten Mädel stehen, faßte sie unter das Kinn, hob ihr Gesicht hoch und sah ihr scharf und forschend in die Augen. Sie hielt diesen Blick aus, obwohl ihr schon wieder die Tränen kommen wollten, aber sie fühlte, diesmal wollte Wastel nichts von ihr, wollte sich nur vergewissern, ob sie die Wahrheit gesagt.

Er nahm einen Stuhl, drehte ihn um, setzte sich verkehrt darauf, legte beide Arme auf die Lehne und sah sie noch immer an. „Ich denk, Sie san aus der Schweiz? Kennen niemand in München?“

Josepha weinte lauter.

„Wissen S', Madel, ich hab Sie gern, und ich denk, wann ein Mensch einen Schmerz hat, tut's ihm gut, wann er sich ausspricht. Schließlich ist es vielleicht recht, wenn Sie mir sagen, was los ist, mein Vater, der Braumeister, gibt was auf mich.“

Josepha antwortete noch immer nicht.

„Wissen S' was, da kommen schon wieder Leute, hier in der Schwemme ist's nix, aber der Fabrikhof ist jetzt ganz leer, kommen S' mit heraus, sagen S' mir, was Ihnen fehlt, vielleicht kann ich Ihna helfen.“

Wieder war Zweifel in Josepha, sie hob flüchtig den Kopf und sah Wastel an. Jetzt lag in seinem gutmütigen Gesicht wirklich Teilnahme, anderseits aber war sie voller Angst. Was sollte aus ihr werden, wenn sie morgen der Braumeister, wie es bei der täglichen Kündigung sein gutes Recht war, nicht mehr einstellte?

(Fortsetzung folgt.)

Schwarzkittel Borstig.

Tierskizze von **Paul Dams.**

Als Schwarzkittel Borstig kaum ein Jahr auf der Schwarte hatte, zeigte er schon den Trieb zur Selbständigkeit. Wenn das Schwarzwild in nächtlichen Stunden draußen im Gebreche stand, zog er es vor, sich immer achtzig bis hundert Gänge abseits von der Rotte zu halten und die Sicherung selbst zu übernehmen. Er benahm sich dabei schon wie ein zweijähriger Keiler.

Gefräßig schlug er sich in den Nächten den Schlund voll, lag tagsüber träge im Kessel und setzte viel Weiß an. Nach zwei Jahren war er ein so starker Überläufer, daß er die größte Aufmerksamkeit der Jäger erregte, denen er flüchtig zu Gesicht kam. Niemand aber konnte ihm beikommen, denn er war verschlagen und gerissen, sonderte sich mehr und mehr von der Rotte ab und bildete sich langsam zum Einsiedler aus. Seine Gefährten grollten ihm darob nicht, weil er sich ihnen gegenüber frech und streitsüchtig benahm. Ein beträchtliches Konto Wildschaden mußte ihm zugeschrieben werden, denn auf den Feldern pflügte er für drei.

Nach drei Jahren war er schon ein gefürchteter Hosenflicker und nach vier Jahren ein angehendes Schwein, das im Wildbret allen andern Schwarzkitteln gleichen Alters weit voraus war. Borstig nahm, ehe der Winter kalendermäßig Einzug hielt, in Gegenwart zweier Bachen mit einem starken Keiler den Kampf auf. Dem alten Basen war er doch nicht gewachsen, er wurde heftig abgeschlagen. Im Drange seiner Jugend wußte er sich indes Rat, er wechselte in ein Gutsgebiet über, durchbrach ein Gatter und stiftete zwischen einer noch spät ausgetriebenen Schweineherde allerlei Unheil. Borstigs Nachkommenschaft artete ganz nach dem ungeschlachten struppigen Vater, wurde von Woche zu Woche unbändiger und widersetzlicher und verdarb schließlich den ganzen Bestand. „Das ist ja eine schöne Schweinerei“, wetterte der Besitzer und sah sich genötigt, nach drei Monaten die wildblütigen, schwarzgestreiften Ferkel abzuschlachten.

Borstig von der Wolfsschlucht blieb das einerlei. Bei dem nämlichen Besitzer gab er in einer Hochsommernacht erneut seine Visitenkarte in Form eines halb umgepflügten Kartoffelschlages ab. Und als er im sechsten Lebensjahre den Titel „hauendes Schwein“ verliehen erhielt, kannte man ihn längst als gefährlichen Eingänger in der ganzen Umgegend. Alle Grünröcke und Jagdpächter waren närrisch nach ihm. Nächtelang saßen sie an, doch immer trat er dort aus, wo die Hohlstände unbesetzt waren. Überall wurden Klagen laut über den Schaden und das Unheil von Borstigs Gnaden. Auf den Gemarkungen war bald hier und bald dort ein Rüben- oder Kartoffelfeld umgekehrt, und die Zahl der Mahlbäume im Forst stieg von Tag zu Tag.

Der Keiler steckte oft viele Kilometer weit von den Revieren ab, wo er abends vorher gewesen. Hierzu hatte er allen Grund. Denn mehr als einmal waren ihm Kugeln um die Gehöre geprasselt. In den Federn klaffte eine breite Lücke und über dem Gebreche eine tiefe Narbe, die an einen Ausflug durch Hohenwalder Gemarkung erinnerte. Die Wunde hatte verteufelt geschmerzt, als hier die Kugel angetragen wurde. Borstig mußte, im Wundbette liegend, wochenlang allen Fraß meiden, war aber nachher um so gieriger und holte tüchtig nach, was er versäumt hatte.

Ein anderes Mal, als er gerade im Begriff stand, in das Holz zu trollen, zerschlug ihm eine Kugel den rechten Vorderlauf, daß er zusammenbrach. Schreck und Schmerz hatten ihn übermannt. Als sich ihm der unvorsichtige Weidmann näherte, biß der Keiler aber alle Kraft zusammen und nahm den Menschen an, ehe dieser den Fangschuß geben konnte, schlug ihm die Fetzen aus den Waden und war, obwohl er dreiläufig flüchten mußte, wie weggeblasen. Der Jäger verschwieg das unrühmliche Erlebnis.

Der Schuß durch den Vorderlauf hatte Borstig höllisch mitgenommen. Drei Monate mußte er im Lager, das er sich im tiefsten Dickicht zurechtgeschlagen und -gestoßen hatte, eingekesselt stecken, aber er kümmerte sich wieder recht und schlecht durch. Obgleich der kranke Lauf verkürzt blieb, wurde Borstig dennoch ein gutes, ein starkes, ein ritterliches und mannhaftes Hauptschwein, der Schrecken aller rund um den Forst.

Der Schwarzkittel nahm Eichen- und Buchensaaten an, tat sich an Kartoffeln und Rüben gütlich, brach und suhlte und fand immer reichlich Gefräß, er fühlte sich überall heimisch und wohlauf. Er trat hinfort nur aus, wenn eine rabenschwarze Nacht war, und zog zu Holze, sobald er Morgenluft witterte. So stieg Jahr um Jahr auf seine dicke Schwarte, niemand konnte seiner habhaft werden, denn er führte als Eingänger ein grämliches und vereinsamtes Leben.

Wenn aber der Winter kam und den Wald weit und breit mit glitzerndem Schnee behängte, wenn der Frost knackend durch das Gehölz zog, dann wurde in Borstig auch die Liebe rege. Die Winterkälte drang nicht durch seine Schwarte, und wenn schon, im Innern schlug ein Herz und ließ alle Not vergessen. Dann trollte der Keiler zu einer Rotte. Und wehe dem Gegner, der es wagte, ihm in die Quere zu kommen!

Im gewaltigen Turnier wetzten die Rivalen die Gewehre, schlugen sich auf die Blätter und in die Wammen, drehten sich im Kreise, daß der harte Schnee in weißen Wolken stob. Niemals ereignete es sich, daß Borstig weichen mußte. So konnte er seine auch nicht mehr so junge Schwarzkitteline heimführen.

Und als sie dem Gatten im Mai acht muntere possierliche Frischlinge schenkte, fraß er in seiner höchsten Vaterfreude ein Kleines auf. Jetzt aber fuhr sie auf ihn los und biß ihn aus dem Lager hinaus. Denn das war doch wohl der Schandtaten größte! Gleichgültig trollte der Ausgestoßene von dannen, um sein Dasein als Einsamer fortzusetzen. Doch auch die höhere Strafe ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Abends führte ihn der Wechsel wieder nach der geliebten Wolfsschlucht, wo er immer gutes Gefräß fand. Er hatte keine Ahnung, daß der jenseitige Waldrand am Hang von zwei Schützen besetzt war, die auf den roten Bock ansaßen. Wetzend zog der Keiler durch die Schonung. Das Brechen in der Stille ließ die Weidmänner aufmerken. Der Schwarzkittel schlug einen Bogen, wechselte in die Kultur hinüber und sicherte hier eine Viertelstunde lang. Dann schob sich fünfzig Gänge vor dem Jäger eine schwere, dunkle Masse auf das hellgraue Feld. „Donner, der Keiler!“ blitzte ein Gedanke durch das Gehirn des Schützen auf der Kiefer. Ein Feuerblitz, ein von den Hängen widerhallender kurzer Knall durchbrach die Stille des herrlichen Maiabends ...

Ein Pfiff, die Jäger stiegen von den Hochsitzen und schnürten einer bestimmten Stelle zu. Mit Weidmannsheil reichten sie sich über dem alten Bassen die Hände. Durch Blattschuß war er im Feuer zusammengebrochen. Der gefürchtete Einganger hatte seinen letzten Gang getan.

Rosinante.

Heitere Skizze von **Paul Wolff.**

Tüffelmann gehörte zu der langsam aussterbenden Klasse landwirtschaftlicher Beamten, die nur eine einzige unumstößliche Meinung kennen, und zwar die eigene. Tüffelmann hatte entweder recht — oder, was er sagte, stimmte. Unweigerlich!

Balthasar Kippe, der Eleve, hatte es seit zwei Monaten endgültig aufgegeben, persönliche Ansichten zu äußern. Das war seit der Geschichte mit dem Misthaufen. Aber davon sprach Herr Kippe nicht gern, deshalb erfuhr man nie etwas Näheres darüber. Es wurde ja so allerhand gemunkelt — Kippe habe im Verlauf einer hitzigen Meinungsverschiedenheit innigste Bekanntschaft mit besagtem Haufen gemacht und sei tagelang von einem recht unangenehmen Geruch umduftet gewesen... Gerüchte natürlich, nichts als Gerüchte! Kippe schwieg jedenfalls von Stand ab zu allem, was Tüffelmann sprach; nur um seine Mundwinkel hatte sich ein leidender Zug eingegraben.

Alle übrige Kreatur, Mensch und Tier, hatte sich seit Jahren in das Unvermeidliche gefügt: in Herrn Tüffelmanns Unfehlbarkeit, in seinen kategorischen Imperativ. Unter anderen und bestimmt nicht als letzte die Stute Rosinante. Da Rosinante des Spanischen nicht mächtig war, trug sie ihren Namen mit Anmut und Würde, denn sie ahnte nicht im Entferntesten, daß im sonnigen Süden Rosinante etwas absolut Männliches darstellt. Ebensowenig ahnte es Tüffelmann. Außerdem hätte er gegen alle Spanier der Halbinsel seine Anschauungen vertreten, daß Rosinante weiblich zu sein und zu bleiben habe.

Die Matrone Rosinante — um bei Tüffelmanns Auffassung zu bleiben — hatte seit einem halben Jahrzehnt die ehrenvolle und wichtige Aufgabe, das Gut mit Wasser zu versorgen. Tagaus, tagein schritt sie würdevoll im Kreislauf des Göpelwerks und setzte die Pumpe in schlürfende Bewegung. Die alte Stute blieb sich ihres Amtes voll bewußt. Ob es Gewohnheit war oder denkender Verstand, was sie ihre Wirkungsstätte morgens selbständig aufsuchen, was sie tagsüber ohne menschlichen Ansporn arbeiten ließ, steht hier nicht zur Entscheidung. Tüffelmann sagte: Gewohnheit, Kippe dachte: Verstand, denn er liebte Rosinante.

Doch Herr Tüffelmann mischte sich unliebsam in Rosinantes kreisförmigen Lebensabend ein. Er kaufte nämlich in plötzlich erwachtem Neuerungstrieb einen gebrauchten Elektromotor und bereitet damit Rosinantes Unentbehrlichkeit am Göpelwerk ein jähes Ende. Nun knatterte und zischte eine Maschine auf dem Hof. Dem Alter nach war sie Rosinante überlegen, ob auch in anderer Hinsicht, darf nicht diskutiert werden, da dies in Anbetracht Tüffelmanns von vornherein aussichtslos wäre.

Jedenfalls war der Gaul jetzt arbeitslos, ein unnützer Fresser. Also beschloß Tüffelmann, Rosinante zu verkaufen. Ohne Aufsehen und Verzögerung entäußerte er sie zu einem beschämenden Preis an herumziehende Zigeuner.

Aber bald begann Herrn Tüffelmann der Anblick ihrer leeren Box im Pferdestall erheblich zu wurmen. Sie wurde ihm ein Dorn im Auge. So verkündete er die Absicht, für Rosinante Ersatz zu beschaffen — jüngeren Ersatz vor allen Dingen. Und da niemand anderer Meinung war, führte er diesen Plan umgehend aus. Eines Nachmittags erschien er hoch zu Roß auf dem Gutshof und führte seine Neuerwerbung am Halfter mit. Eine hoch- und etwas knickbeinige Stute mit gestutztem Schweif und glänzend dunklem Fell. Stolz versammelte Tüffelmann den Eleven Kippe nebst zwei Knechten um das Roß und befahl ungeteilte Bewunderung.

„Prachtvoll, nicht wahr?" Damit war für Tüffelmann die Ansicht der gesamten Belegschaft festgelegt. — „Prachtvoll!" bestätigten die Knechte und murmelte Herr Kippe. Doch plötzlich erregte irgend etwas des Eleven Aufmerksamkeit. Er wußte vielleicht im Augenblick selbst nicht, ob es etwas Bestimmtes war. Zwei-, dreimal umkreiste er mit kritischen Blicken die neue Stute und schien Tüffelmanns Bewertung immer offensichtlicher zu bezweifeln.

„Herr Kippe??" Tüffelmanns Stimme verriet fernes Gewittergrollen. „Herr Kippe, sind Sie etwa anderer Meinung?"

Kippe nahm allen ihm verbliebenen Mut zusammen und öffnete den Mund. Bestimmt ein Wagnis. „Ich glaube, Herr Tüffelmann .. mir scheint... eine gewisse Ähnlichkeit..."

„Mit wem. Herr Kippe?" Es donnerte schon lauter.

„Mit — Verzeihung, mit Rosinante!"

„Herr!!" Das war Blitz und Donner zugleich. Kippe brach fast zusammen. Die Knechte grienten, aber es wurde nicht ersichtlich, ob über Tüffelmann oder Kippe. Die Stute selbst war im Augenblick zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Jetzt ging es um Tüffelmanns bedrohtes Ansehen, um nichts anderes. Die nächste Sekunde mußte Kippe zu Boden schmettern. Tüffelmann holte zum letzten, vernichtenden Schlag aus; dazu brauchte er jedoch wieder seinen Kronzeugen, die teuer erstandene Stute.

„Ich als gewiegter Pferdekenner, Herr Kippe..." Als Verbrecher sollte Kippe dem Hauptbelastungszeugen gegenübergestellt werden. Und dann Schluß! Erledigt!

Aber wo war denn das Pferd? — Herr Tüffelmann wurde aus dem schönsten Konzept gebracht. Wo... wo?? —

Tüffelmann mußte sich plötzlich festhalten — er wankte.

Die Stute — Herr Kippe hatte sich vermessen, sie mit Rosinante zu vergleichen — die Stute stand am Göpelwerk! Sie harrte des gewohnten Anschirrens. Es war doch Rosinante! Auf neu frisiert.

Herrn Tüffelmann trugen sie ins Haus.



Bunte Chronik



Das Schwert Alexanders des Großen gefunden?

Bei Erdarbeiten in der Nähe der an der syrischen Grenze gelegenen Stadt Killiz stieß man kürzlich auf Rüstungsgegenstände und Skelettüberreste. Außerdem fand man ein kostbares Schwert mit völlig erhaltenem Griff. Da nach der Sage Alexander der Große nach der Schlacht von Issus sein Schwert verloren haben soll und Killiz in der Nähe dieses alten Schlachtfeldes liegt, da ferner das Schwert eine mazedonische Arbeit zu sein scheint und nach Ansicht einiger Altertumsforscher in einer gut 2000 Jahre alten Erdschicht gefunden wurde, liegt die Vermutung nahe, daß es sich hierbei um die Waffe des großen Eroberers handelt.

Kräuter in der Johannisnacht.

An dem geheimnisvollen Leben und Weben der Johannisnacht nehmen auch die Blumen und Kräuter teil. Sie spielen schon am lodernden Holzstoß ihre Rolle. Pflanzen, denen Zaubermacht zugeschrieben wird, wirft man in das Feuer. Andere Wundergläubige sammeln Kräuter, die im Geruch stehen, gewisse übernatürliche Kräfte zu besitzen. Da ist zum Beispiel das Johanniskraut oder Hartheu. Es hat den Anschein, als blute es aus tausend Wunden. Die Blätter sind mit zahlreichen Öldrüsen durchsetzt. Hält man sie also gegen das Licht, so erblickt man viele durchsichtige Punkte. Und wenn man die Blumen, die ebenfalls punktiert erscheinen, mit der Hand drückt, so tritt ein roter Saft aus. Er färbt ein weißes Taschentuch rot, daß man glaubt, es sei Blut darauf gefallen. Daher wird das Johanniskraut nicht nur als Zaubermittel, sondern auch zur Hemmung von Blutungen verwendet. Das gilt vor allem für den französischen Volksglauben. Dort nennt man die Pflanze im Hinblick auf ihr Aussehen: Tausend Löcher. Das Kraut gehört zu denjenigen Pflanzen, die allein ihrem seltsamen Aussehen eine gewisse Rolle in der althergebrachten germanischen Heilkunde verdanken.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg